

Chinas Schicksalsstunde

Ein Lagebericht von CHARLES DUPONT

Der wachsende „rote Fleck“

Trotz der wiederholten Versicherungen Tschiang-Kai-Scheks und seiner Minister, die Regierung habe die Lage fest in der Hand und die Kommunisten seien bald niedergerungen, geht der Bürgerkrieg weiter. Fast überall ist es Kleinkrieg. Krieg der Hinterhalte und Überfälle. Die letzten Berichte sprechen allerdings von kommunistischer Artillerie und nationaler Luftwaffe. Diese soll in Gruppen von 150 Maschinen die Stadt Tsche-Kia-tschuang bombardiert haben. Es scheint also, daß man, wenigstens an einigen Punkten, über das Stadium des Guerilla-Krieges hinaus ist. Jedenfalls ist dieser Krieg durch äußerste Beweglichkeit der kommunistischen Armeen gekennzeichnet. Die nationalen Armeen sind mit Ausnahme weniger Elite-Einheiten oft bedeutend schlechter ausgerüstet, und nicht selten fehlt es ihnen anscheinend an Schwung und Initiative.

Die Lage in der Mandschurei ist sehr düster. In den Mandschu-Provinzen wie in denen Nord-Chinas sind, abgesehen von einigen inselartigen Stadtgebieten, die Kommunisten Herren des Landes. Zum erstenmal sind sie bis zum Blauen Fluß vorgedrungen und haben die große Wasserstraße Mittel-Chinas zwischen Kiu-kiang und Han-Kou abgeschnitten. Wenn man die Ereignisse von 1947 mit denen von 1946 vergleicht, kann man nur feststellen, daß sich der rote Fleck noch weiter über China ausgebreitet hat.

Immerhin ist die widerspruchsvolle Lage von 1946 überwunden. Damals bot sich das seltsame Schauspiel einer legalen kommunistischen Partei, die mit Waffengewalt die Regierung bekämpfte. Als aber dann nach einem letzten Versöhnungsversuch im Sommer 1947, der vom „Politischen Volksrat“ ausging und die Kommunisten zur Schlichtung des Streites nach Nanking einlud, diese überhaupt nicht antworteten, wurde die Partei als ungesetzlich erklärt. Führende kommunistische Persönlichkeiten wurden im Flugzeug zu den Linien der Roten gebracht, die allgemeine Mobilmachung befohlen, und der heilige Krieg gegen die Kommunisten nahm seinen Anfang.

Diese Maßnahme war nur folgerichtig und wurde schon lange erwartet, aber sie kam zu spät. Es wäre ungerecht, einzig die chinesische Regierung dafür verantwortlich zu machen. Die amerikanische Politik unmittelbar nach dem Kriege ließ China keinen anderen Weg, als sich mit den Roten friedlich zu vergleichen. Es war die Zeit, da die Amerikaner an die demokratische Gesinnung der Kommunisten glaubten.

Ein zweiter Spanienkrieg?

Das Unheil, das dieser Bürgerkrieg verursacht, ist unabsehbar. China hat, wie offiziell festgestellt wird, seit Kriegsende schon mehr verloren als während der acht Jahre Krieg gegen die Japaner. In allen Richtungen wird das

Land von bewaffneten Banden überflutet, die aus dem Land leben und Bauern und Handeltreibende ausplündern. Brücken fliegen in die Luft, Züge entgleisen, Brände flammen auf, und was das Feuer verschont, fällt der Spitzhacke zum Opfer. Auf allen Straßen, Flüssen und Kanälen bewegen sich die langen Flüchtlingskolonnen, die vor der roten Gefahr fliehen.

Noch aus einem anderen Grunde ist der Bürgerkrieg verderblich. China, das im August 1945 als Großmacht anerkannt wurde, steht in Gefahr, sein außenpolitisches Ansehen zu verlieren, wenn der innere Konflikt Dauerzustand werden sollte. Kann eine Macht, die nicht imstande ist, im eigenen Hause Ordnung zu schaffen, den Anspruch erheben, über andere zu beschließen und wirksam am Weltfrieden mitzuarbeiten? Molotow denkt in diesem Punkt jedenfalls anders. Und kann sie auf finanzielle Hilfe des Auslands rechnen, die sie doch so bitter nötig hätte? Es scheint, hier hat Marshall Bedenken.

Darum haben Vertreter der Nanking-Regierung versucht, die bewaffnete Auseinandersetzung, die sich auf den Ebenen der Mandschurei und Nordchinas abspielt, als weltpolitischen Kampf auszugeben. „Was hier vor sich geht“, so bemerken sie kühl, „ist kein Bürgerkrieg, sondern ein getarnter internationaler Kampf, der auf unserem Rücken ausgetragen wird, ein zweiter Spanienkrieg, nur diesmal mit den Ausmaßen des asiatischen Kontinents.“ Diesen Gedanken entwickelt Bischof Yupin in den Vereinigten Staaten. Der verdiente Erzbischof von Nanking ist Ende Oktober 1947 in geheimer Mission dort eingetroffen, aber man kann unschwer vermuten, daß er als „Missionar“ der chinesisch-amerikanischen Freundschaft kam — in einem Zeitpunkt, wo die amerikanische Hilfe besonders dringend und erwünscht erscheint.

Kann man von einem zweiten Spanienkrieg sprechen? Sicher in dem Sinn, daß hier zwei Ideologien aufeinanderprallen, dieselben, die unter den Mauern von Barcelona und Madrid aufeinanderstießen — und von da aus gesehen kann man in keinem Teil der Welt gegenüber dem Drama, das in China abrollt, gleichgültig bleiben. Auch insofern ist es ein Spanienkrieg, als sicher beide Seiten mit Waffen beliefert werden, wenn auch das Ausmaß dieser Lieferungen unbekannt ist. Die Amerikaner verfügen über große überzählige Bestände, und die japanischen Waffen, die an die Russen fielen, werden auch nicht fehlen. Wie soll man sich sonst die Flugzeuge der Nationalen und die kommunistische Artillerie erklären?

Von einer „internationalen Brigade“ ist jedoch bisher nicht die Rede. Es scheint, daß der Kampf ausschließlich zwischen Chinesen zum Austrag kommt, und insofern ist er durchaus ein Bürgerkrieg; ein Bürgerkrieg übrigens, dessen Anfänge bis in das Jahr 1917 zurückreichen, und der seitdem nie ganz zur Ruhe gekommen ist. Bekanntlich hat selbst der Kampf mit dem auswärtigen Feind, dem Japaner, keine völlige Einigung der Chinesen zu erzielen vermocht, und die Japaner haben diese Zwietracht weidlich ausgenützt. Es ist

unwahrscheinlich, daß sich an dieser Lage etwas ändert und China wirklich ein „internationales“ Schlachtfeld wird. Welcher Staat wäre so töricht, Truppen im chinesischen „Maquis“ einzusetzen! Die Erfahrungen Japans sprechen in diesem Punkt eine zu deutliche Sprache.

China und sein Staatsoberhaupt

Der Bürgerkrieg und die Leiden in seinem Gefolge, die Lähmung des Transportwesens und der gesamten Wirtschaft, die Geldinflation (der amerikanische Dollar ist von 3000 chines. Dollars Januar 1947 auf 90 000 Anfang November und 145 000 Ende November gestiegen), die Einfuhrbeschränkung, die allgemeine Teuerung — all das sind Anklagen, die gegen die herrschende Regierung erhoben werden. Es ist bezeichnend, wie stark die Regierenden beim chinesischen Volk an Vertrauen eingebüßt haben. Gewiß, es hatte nie ganz an Kritik gefehlt, aber das Staatsoberhaupt, der große Mann, dem man die Widerstandsbewegung gegen den Japaner und schließlich den Sieg zu verdanken hatte, war bisher verschont worden. Heute ist Tschiang-Kai-Schek selbst Gegenstand heftigster Anklagen. Das ist neu und folgenschwer. Denn es ist niemand da, der seinen Platz einnehmen könnte, wenn er eines Tages dem Druck der Volksstimmung weichen müßte.

Zum mindesten betrachtet ihn ein Teil der chinesischen Elite als verantwortlich für die „Unfähigkeit und Korruption“, von der General Wedemeyer in seiner vielbeachteten Abschiedsbotschaft an China gesprochen hat. Sie betrachtet ihn auch als verantwortlich für das Andauern diktatorischer Zustände unter der Kuomintang, deren Führer er ist. Zwar hat man laut verkündet, die Zeit der Bevormundung sei vorbei, es beginne nunmehr eine konstitutionelle und wahrhaft demokratische Ära. Aber nach dem Verbot der „Demokratischen Liga“, die angeblich zu den Kommunisten hielt, ist die Kuomintang Herr im Haus gegenüber den Miniaturparteien der Sozialisten und Unabhängigen, die man offenbar als Aushängeschild der neuen Ära und für die Augen der ausländischen Beobachter übrig gelassen hat. Kein Mensch in China läßt sich dadurch irreführen: es hat sich nichts geändert, nach wie vor herrscht eine einzige Partei. Gewiß, es sind Wahlen ausgeschrieben worden, und zum erstenmal wurde der Bürger zur Wahlurne gerufen. Aber die große Masse der Bauern nimmt überhaupt keine Notiz davon. Sie kennt nur eines: die „Philosophie des Reises“. Aber auch die andern zeigen keine große Anteilnahme. Sie wissen, daß das Ergebnis ja doch im vorhinein feststeht.

Wenn man einmal von feineren Unterscheidungen absieht, läßt sich die Psychologie des Chinesen in groben Umrissen etwa folgendermaßen umschreiben: im roten China Haß gegen den kommunistischen Bedrucker; im weißen China Überdruß und Abneigung gegen eine Regierung, die immer größere Steuerlasten auferlegt und die Menschen gewaltsam ins Heer preßt. Hat so der Generalissimus in China selbst stark an Ansehen verloren, so hat sein Ruf im Ausland sehr gelitten durch die Übersetzung und Verbreitung

eines Buches, das Tschang mitten im Kriege entweder selbst geschrieben oder wenigstens unter seinem Namen herausgegeben hat: „Chinas Schicksal“. Das Buch ist zum mindesten ein diplomatischer Mißgriff. Es war wenig geschickt, daß der Generalissimus gerade in dem Augenblick, da China im Kampf mit Japan so sehr auf die Hilfe von außen angewiesen war, für alles Unglück, unter dem China leidet, so ziemlich in Bausch und Bogen die auswärtigen Mächte verantwortlich machte. Es ist immer unerfreulich, wenn jemand seine eigene Schuld auf andere abschiebt. Jedenfalls hat das Buch bei den Alliierten sehr verstimmt.

Die Einbuße, die Tschiang-Kai-Schek erlitten hat, ist sicher tief bedauerlich. Zu einem Zeitpunkt, da China mehr denn je eine Führergestalt nötig hat, scheint es das Vertrauen zu dem Manne zu verlieren, der einmal der Abgott der Nation war und der es verstand, zu gewissen Stunden von selten hoher Gesinnung getragene Kundgebungen an sein Land, ja an die Welt zu richten.

Die Politik der offenen Tür

Vor rund fünfzig Jahren wurde diese berühmte Formel zum erstenmal gebraucht. Aber noch nie war die Türe Chinas hermetischer verschlossen als nach dem Ende des zweiten Weltkriegs. Die Lage wird beherrscht von Quoten und Kontingenten, von Einfuhrlizenzen und Regierungsmonopolen zum Nachteil der Privatfirmen — zur großen Enttäuschung all derer, die sich vom chinesischen Markt Gewinn versprochen. Bitter ist das vor allem für die Vereinigten Staaten, die ihre Bemühungen schlecht belohnt sehen.

Großbritannien mag sich trösten, wenn es auf das erstaunliche Anwachsen von Hongkong blickt, das in reichem Maße von der Notlage Chinas profitiert. Es stellt sich im übrigen taub gegen die sich in Abständen wiederholenden Ansprüche auf diese englische Kolonie. Hongkong ist wohl das einzige Überbleibsel der einseitigen Verträge von ehemals, aber es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß Gibraltar eher spanisch wird, als Hongkong an China zurückfällt.

Was Frankreich betrifft, so war sein Handel mit China nie sehr beträchtlich, und so ist es von der gegenwärtigen Lage bedeutend weniger stark betroffen als die angelsächsischen Mächte. Sein Einfluß ist mehr geistiger Art, und der gute Besuch der Schulen mit französischem Unterricht beweist, daß dieser Einfluß nicht gelitten hat.

Dem geistigen Einstromen westlichen Denkens gegenüber ist die Tür Chinas weit geöffnet. Auch heute noch melden sich zahlreiche chinesische Studenten zum Auslandsstudium. Aber die Regierung des Landes zeigt sich schwierig in der Ausstellung eines Reisevisums. Es ist gewiß zu begrüßen, wenn nur junge Menschen mit einer entsprechenden Vorbereitung nach Europa geschickt werden, was in der Vergangenheit leider durchaus nicht immer der Fall war; aber es scheint, daß die Gesichtspunkte der Auswahl oft

sehr äußerlich sind und persönliche Beziehungen dabei eine nicht geringe Rolle spielen.

Die Mission in China

Im ganzen roten China ist die Lage der katholischen Mission verzweifelt. Was wir hier erleben, ist die systematische und gewollte Zerstörung der Missionen: böswillige Brandstiftung wie bei dem Trappistenkloster von Yangkia-ping oder methodische Zerstörung mit Picke und Beil wie in Yancheng im Norden von Kiangsou. Verschleppung von Missionaren, Ordensfrauen und Ordensleuten, einheimischen und ausländischen. Der eiserne Vorhang geht nieder, und die Nacht des Grabes senkt sich herab. Ob wohl die Glaubensboten überhaupt noch am Leben sind, die vor mehr als einem Jahr von den roten Armeen aus der Gegend von Haichow und erst kürzlich aus der Gegend von Chefoo (Tschifu) weggeschleppt wurden? Man weiß es nicht.

Gefängnis und Zwangsarbeit wie in Taming oder in Siensien. Mißhandlung und Folter, an denen unlängst zwölf Trappisten (acht Chinesen und vier Ausländer) gestorben sind. Öffentliche Prozesse, schmachvolle Spottprozessionen, unerhörte Geldstrafen wie in King-hsien oder in Sum-ti-fu. Das ist die nicht endende Litanei der täglich von den Roten vollbrachten Greuel. Dabei gibt es, wie bemerkt, für chinesische Priester und Ordensleute keine Ausnahme. Chinesen und Ausländer zählen zur gleichen Fahne, leiden gemeinsam und geben gemeinsam Blut und Leben für Christus. Herrliche Einzelheiten werden von diesen Blutzegen berichtet, wie zum Beispiel die Tat des französischen Trappisten, der sich für den Obern des Konventes ausgibt und an Stelle seines chinesischen Mitbruders die Tortur erleidet.

Es sei nicht verschwiegen, daß eine verschwindende christliche Minderheit der Kirche Chinas in den Rücken fällt. Mit dem Ruf: „China den Chinesen, die Chinesen für Christus!“ verbreitet sie nationalistische Gedanken und sucht gegen die alten nichtchinesischen Missionare Stimmung zu machen. Gegenüber dem Heldentum der Blutzegen ist das eine unsagbar traurige Verirrung weniger Verblendeter, die auf diese Weise eine billige Volkstümlichkeit zu erlangen hoffen. Ihnen stehen alle die Männer und Frauen gegenüber, die, ob Kinder des Landes oder nicht, für Christus Kerker und Folter der Kommunisten erduldet haben und die bereit sind, in gleicher Einmütigkeit ihr Zeugnis für ihn zu erneuern. Die christlichen Brüder in China wissen sich über alle Unterschiede von Rasse und Volk hinweg einig in ihrem Bekenntnis zur einen Kirche und ihrem Oberhaupt in Rom.

Völlig anders ist die Lage der Missionen im weißen China. Die Persönlichkeit des Kardinals Tien, die der Erzbischöfe und Bischöfe Chinas, die Teilnahme von Monsignore Yupin an der Nationalversammlung haben der Kirche in China beträchtliches Ansehen verschafft. Niemand kann heute der katholischen Kirche Chinas nachsagen, sie sei eine Ausländerkirche.

Trotzdem will die eigentliche missionarische Eroberung in vielen Gegenden nicht recht vorangehen. Es gibt zahlreiche eifrige Gemeinden, aber sie wach-

sen mehr durch die Kinder- als durch die Erwachsenentaufe. Die Stunde der kühnen Netzwürfe ist noch nicht gekommen; fast überall ist es nach einem Wort Pius' XI. ein „Apostolat mit Tropfenzähler“. Übrigens ist das Ergebnis in allen Sprengeln dasselbe, gleichviel ob ein chinesischer oder ein ausländischer Oberhirt ihn leitet. Nur die Missionstheoretiker, die vor zwanzig Jahren ihre Mutmaßungen anstellten, werden davon überrascht sein; der Missionar selbst wundert sich darüber nicht.

Die Erlasse in der Ritenfrage haben die Ausbreitung des Glaubens bei den Gebildeten erheblich erleichtert. Die Taufen, die man bis dahin an den katholischen Universitäten nur vereinzelt zählen konnte, lassen sich jetzt jedes Jahr nach Dutzenden berechnen. Die drei katholischen Universitäten Chinas genießen hohen Ruf, nicht nur wegen der Qualität ihrer Studien und der Ausstattung ihrer Forschungsinstitute, sondern vor allem wegen ihrer Zucht und Ordnung und dem guten Geist, der dort herrscht. Keine von ihnen hat an den Universitätsstreiks und Unruhen vom Sommer 1947 teilgenommen, ein Umstand, der starke Beachtung gefunden hat.

Das schwierigste Problem in jenem Teile Chinas, der im Frieden lebt, ist das des kirchlichen Grundbesitzes. Bekanntlich konnte die Kirche auf Grund der zwischen China und den Mächten abgeschlossenen Verträge die für ihre Aufgaben, Häuser und Einrichtungen nötigen Grundstücke erwerben. Nun sind aber diese Verträge im Zuge der allgemeinen Neuregelung abgeschafft worden, und es fragt sich, ob es gelingen wird, ähnliche Verträge zwischen China und dem Heiligen Stuhl abzuschließen. Man darf hoffen, daß sich diese Unsicherheit bald klärt, und daß der katholischen Kirche das Recht, Eigentum zu erwerben, zuerkannt wird; sonst gierierte die Mission in eine sehr heikle Lage.

Um Chinas Zukunft

Im Jahre 1923 bemerkte der amerikanische Staatssekretär Hughes gegenüber Alfred Sze, China habe es wegen seiner inneren Zerrissenheit nicht verstanden, die Chancen der Konferenz von Washington auszunutzen. Dieselbe Erkenntnis drängt sich heute jedem nachdenklichen Chinesen auf. Der vollständige, überraschende Sieg über Japan im Jahre 1945 hat keineswegs seine volle Frucht getragen. Die Mandschurei, durch die Hypothek von Yalta schon belastet, entging China durch den chinesisch-sowjetischen Vertrag, der in der Geschichte einmal eine sehr harte Beurteilung finden wird. Formosa hat sich in einem plötzlichen Wutausbruch empört. In Sin-kiang herrscht der Aufbruch, vor allem aber wirkt sich der Brudermord des Bürgerkrieges immer mehr aus und verschlingt die Finanzen und die letzten Hilfsmittel des Staates.

Kann man sich angesichts dieses düsteren Gesamtbildes wundern, wenn Mutlosigkeit die Männer befällt, die seit 10 Jahren gekämpft und gehofft haben? Manche sehen keinen anderen Ausweg als einen dritten Weltkrieg — eine Wirkung der Verzagtheit, der allzu viele erliegen. Sie vergessen das

„Wunder“ von 1945, als ganze intakte Armeen ihnen ihre Samurai-Schwerter zu Füßen legten.

Andere, die Jungen zumal, wissen, daß nichts Dauerhaftes ohne Leiden und Opfer geschaffen wird, und sind bereit, weiter zu kämpfen. Ein neues Geschlecht wächst an den Schulen und Hochschulen Chinas heran. Aufgeschlossener und opferwilliger als ihre Vorgänger, haben diese jungen Menschen mehr Sinn für die Anregungen von draußen. Sie lieben die Freiheit und haben Ehrfurcht vor den religiösen Werten. Sie verstehen tiefer die sozialen Notwendigkeiten. Sie sind die Führer von morgen. Sie werden nicht für eine Einheitspartei sein, und sie werden sich ihre Weisungen ganz gewiß nicht aus Moskau holen. Wer in engem Kontakt mit dieser kommenden Generation gelebt hat, zweifelt keinen Augenblick an Chinas Zukunft.

Fragen um den Schwarzen Markt

Von FELIX ZU LÖWENSTEIN S. J.

Eines der zahlreichen Zeitübel, die auf allen Seiten besprochen und beklagt werden, ist das, was man mit dem Ausdruck „Schwarzer Markt“ bezeichnet. Der Schwarze Markt, diese merkwürdige Erscheinung, die auf der einen Seite ein sorgfältig gehütetes Geheimnis und auf der anderen Seite doch jedem bekannt ist; die auf der einen Seite mit schweren Strafen belegt und auf der anderen Seite von hohen und höchsten Stellen stillschweigend geduldet, wenn nicht sogar ausdrücklich genehmigt wird; von der jeder beim bloßen Nennen des Wortes sofort weiß, was gemeint ist, und die doch niemand genau beschreiben kann, weder dem Umfang, noch der genauen Natur nach. Daß das Wort verschiedene Dinge bezeichnet, kommt darin zum Ausdruck, daß die verschiedenen Ausdrücke „Schwarzer Markt“, „Grauer Markt“ und „Kompensationsgeschäfte“ geprägt wurden, Worte, die zum Teil Verschiedenes bezeichnen und sich zum Teil in ihrer Bedeutung doch wieder überschneiden.

Eines ist sicher: Der Schwarze Markt ist ein Krebseschaden am Leibe unserer Volkswirtschaft, und was noch schlimmer ist, er ist ein Übel im moralischen Leben und Bewußtsein unseres Volkes. Vielen ist der Schwarze Markt ein Problem, ein eigentlicher Gewissenskonflikt, und diese sind gewiß die Schlechtesten nicht. Viele lehnen jedes Kompensationsgeschäft grundsätzlich ab und sehen sich dann doch hier oder dort gezwungen, unter Belastung ihres Gewissens Konzessionen zu machen. Andere haben sich zu dem Standpunkt durchgerungen, daß Kompensationen eben nicht zu umgehen, daß sie eine Notwendigkeit und darum wohl auch erlaubt seien. Der Staat habe offensichtlich versagt, es bleibe nichts anderes übrig als die Selbsthilfe. Viele glauben sogar ein gutes Werk zu tun, wenn sie die Wirtschaft, wie sie meinen, in jeder Weise dadurch wieder ankurbeln, daß sie den Schwarzen Markt benützen. Endlich gibt es solche, denen der Schwarze Markt überhaupt kein Problem mehr ist, die sich die Frage nach erlaubt oder nicht erlaubt überhaupt nicht